



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

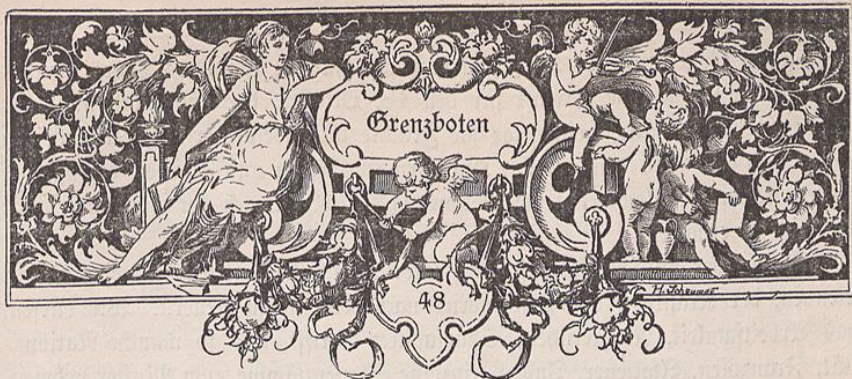
DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Vom Festefeiern.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Dom Festefeiern.



er einhellige Jubel im Lande bei der Enthüllung des Denkmals auf dem Niederwald und die Äußerungen unbefangener Ausländer bei dieser Gelegenheit waren zugleich eine verständliche Antwort an die Superklugen, die Mörgler und die Zaghaften, welche im vergangenen Sommer tiefsinnige Erörterungen darüber anstellten, ob dem deutschen Volke gestattet werden solle, sich alljährlich des Tages zu freuen, an welchem der Grundstein zum neuen Reiche gelegt worden ist. Aber es sprachen sich damals gegen die Feier des Tages von Sedan auch Männer von unverfälscht patriotischer Gesinnung aus, nicht weil sie das Errungene zu gering achteten, oder fürchteten, die Empfindlichkeit der Franzosen zu reizen u. s. w., sondern weil sie meinen, unser Volk feiere nur ohnehin zuviel, als daß ihm noch ein neuer Festtag von reichswegen gut thun könne. Der Schluß ist allerdings falsch, aber die Prämisse leider unanfechtbar. Das Übel ist da, allein man pflegt einem, der die Gewohnheit hat, sich mit Beckereien den Magen zu überladen, nicht zu empfehlen, er möge sich der gesunden Kost gänzlich enthalten. Ein Nationalfest im wahren Sinne des Wortes, eine ernstfeierliche Erinnerung an die Arbeiten und Kämpfe, welche uns wieder zu einer Nation gemacht haben, kann unserm Volke nur heilsam sein; dies Fest seltener, in größeren Zeitabständen zu begehen, mag sich empfehlen, wann einmal der Besitz voll und ganz gesichert ist, nicht mehr in unsrer Mitte halbe und ganze Feinde die Hoffnung auf Rückkehr zu den alten überwundenen Zuständen nähren, Zweifel und Mißtrauen zu säen bemüht sind. Die Zeit wird kommen, wo man die unverbesserlichen Thoren belächeln und die Böswilligen verachten kann; heute müssen wir noch vor ihnen auf der Hut sein und ihren Machinationen entgegentreten. Und es ist nicht zuviel, wenn wenigstens einmal im Jahre das schwache Gedächtnis

der jetzigen Generation wieder geschärft wird. Für die Wahl des Tages sprechen dieselben Umstände, wie dereinst für den 18. Oktober, der auch noch nicht den Frieden gebracht hatte, geschweige die Früchte alle, welche er einst zu verheißen schien, und den man dennoch mit Höhenfeuern, Reden und Spielen beging, um in den neuen Geschlechtern seine Bedeutung für den Bruch der Fremdherrschaft lebendig zu erhalten.

Wohl aber müssen alle aufrichtig vaterländisch Gesinnten es als eine Pflicht erkennen, der Krankheit des Feste feierns nach Kräften zu steuern. Wir dürfen, was Arbeitsamkeit, Mäßigkeit, Sparsamkeit betrifft, uns so manche Nationalität, Franzosen, Italiener, Juden, einzelne Slavenstämme zum Muster nehmen, andre slavische als warnendes Beispiel, wohin der „liebenswürdige“ Leichtsinn, die Lust an rauschenden und berausenden Festlichkeiten führen. Hinter dem lustig Wirtschaftenden steht immer schon einer bereit, sich in das verwirtschaftete Gut zu setzen; das ist im Großen wie im Kleinen so. Unaufhaltsam dringen im Süden und Osten fremde Elemente auf uralte deutschem Boden vor, und die „Intelligenz,“ welche man gern als Grund dafür anführt, besteht lediglich darin, daß sie fleißig erwerben und das Erworbene zusammenhalten.

Das darf nicht befremden, daß die eifrigsten Förderer der Festkrankheit dieselben Leute sind, welche stets das Bürgertum, den Mittelstand, die Industrie, die Arbeit im Munde führen. Gerade sie können ein tüchtiges, fleißiges Bürgertum am wenigsten brauchen, weil dies seiner Natur nach konservativ im wahren Sinne sein muß. Und ebensowenig ist die Begegnung der Apostel der Freiheit in der Phrase mit ihren zentralen Gegenfüßlern auffallend; sie sind eben „dieselbe Kouleur in Grün.“ Sie eifern gegen die vielen kirchlichen Feiertage in katholischen Ländern, wissen, leider oft mit Grund, zu berichten, daß die Heiligen anhaltender im Wirtshause als in der Kirche verehrt werden, und jeder besondere Feiertag noch seinen besondern blauen Montag im Gefolge habe; wenn sie von der Sonntagsfeier sprechen, könnte man meinen, unsre ganze Zukunft hänge von der Wahrung des Menschenrechts ab, auch während des Gottesdienstes Kravatten, Cigarren oder Branntwein verkaufen zu dürfen. Aber nichtkirchliche, politische Feste — ja, Bauer . . . ! Die „Lustigen von Weimar“ hatten keinen vollständigeren Festkalender als unsre Fortgeschrittenen. Da giebt's Schützenfeste, Turnerfeste, Sängerefeste, Verbrüderungsfeste; da giebt's Wählerversammlungen, da erscheinen Gastredner, um die etwa wankende Gesinnungstüchtigkeit wieder zu befestigen, da erstatten der verehrte Landtags- und der noch verehrtere Reichstagsabgeordnete ihren Rechenschaftsbericht mit obligatem Bankett, da giebt's Wanderversammlungen, landwirtschaftliche und Gewerbeausstellungen und wer weiß welche Anlässe noch zum Unterbrechen der bürgerlichen Thätigkeit. Wenn es dem einzelnen auch gelegentlich zu viel werden will, fernbleiben kann er unmöglich als Mann von entschiedener Gesinnung. Das öffentliche Interesse geht dem privaten vor!

Wir brauchen uns wohl nicht gegen die Unterstellung zu verwahren, daß wir Feinde der Volksfreude, der Beteiligung am öffentlichen Leben, der Bethätigung des Gemeinnes wären. Möchte doch geschossen, geturnt, gesungen und getanzt werden, möchten die Leute zusammenkommen, um fröhlich zu sein oder um sich die Köpfe der Minister zu zerbrechen u. s. w., wenn Feier- und Werk-tage im richtigen Verhältnisse blieben und — wenn sich von den „Tagen,“ „Fahrten,“ Versammlungen nicht so häufig etwas ähnliches sagen ließe wie von den Festen der Heiligen. „Saure Wochen, frohe Feste,“ das ist wirklich ein Zauberwort, aber wenn die Feste die Wochen verschlingen, dann wird das „Arm am Beutel, krank am Herzen“ zur Schlußpointe. Nicht das Schießen nach der Scheibe, nicht die Übung und Kräftigung der Glieder, nicht das „deutsche Lied“ ist vom Übel, sondern das Hungern und Trinken, das Vergeuden der Zeit und das Werthun des Geldes, und diese Dinge sind ja längst zur Hauptsache geworden, und der Gewinn davon meistens ein von schlechtem Getränk und noch schlechteren Reden umnebelter Kopf.

O diese Redewut! Niemand konnte es den guten Deutschen verargen, als sie vor zwanzig Jahren jeden Vorwand beim Schopf ergriffen, um wilde Parlamente zu konstituiren und die so lange Zeit zurückgedrängten Klagen, Wünsche und Hoffnungen sich vom Herzen zu schaffen. Setzt ist das Treiben doch über die Maßen kindisch. Wen die Natur mit ausreichender Lunge und Zungenfertigkeit ausgestattet hat, der findet ja leichtlich einen Platz unter den Auserwählten seines Landes oder wenigstens seiner Stadt und kann da zum Heile der Mit- und der Nachwelt wirken, und wem das Wort nicht zu Gebote steht, dem öffnen Blätter ohne Zahl ihre Spalten. So laßt doch in des Kuckucks Namen die ehrsamten Bürger in Ruhe mit ihren Büchsen knallen und sich Beste heraus-schießen! Wenn ihr immer noch glaubt, daß mit ihrem Knallen noch etwas andres erreicht werden könne, so müßt ihr zwanzig Jahre verschlafen haben.

Daß auch Ausstellungen unter den Landplagen genannt zu werden ver-dienen, wird wieder nur von Personen bestritten werden, welche bei solchen Gelegenheiten dieselbe Rolle spielen wie bei allen Tagen, Fahrten u. s. w., in den Komitees das große Wort führen, mit Schärpen und Bändern geschmückt auf-ziehen, hohe Herrschaften empfangen, sich auch — natürlich mit innerm Wider-streben, nur der Sache halber! — etwas ins Knopfloch hängen lassen. Sie sind es, die dem Produzenten immer wieder einreden, daß die Geschäfte einen „riesigen“ Aufschwung nehmen werden, daß die Blüte der Stadt und des Landes von der geplanten Weltausstellung in Valenburg abhängt, daß die Ehre der teuern Vaterstadt engagirt sei u. s. w. Und gewisse Geschäfte floriren aller-dings, wenn das große Unternehmen zustande kommt: wenn in der Regel der Aussteller am Ende seufzend die Kosten berechnet und seine Waare wieder wohlbehalten zurückbringt, so blicken die Wirthe mit Befriedigung auf die langen Reihen von Fässern, welche auf das Gedeihen der Industrie, der Landwirtschaft

und des Vaterlandes geleert worden sind. Das Übermaß hätte das Gute an den Ausstellungen paralyfieren müssen, selbst wenn bei denselben immer die Sache im Auge behalten worden wäre; aber nur zu häufig sind auch sie nur zu Vorwänden für Volksfeste gemacht worden, die den doppelten Nachteil haben, einmal viel länger zu währen als andre, dann daß sie die Selbsttäuschung so bequem machen. Man feiert ja nicht, um zu feiern, sondern um sich zu belehren, um des eignen Geschäfts und des Fortschritts im allgemeinen halber!

Genug, wohin wir blicken, stehen Wohlthäter bereit, der Aneignung des Deutschen ein ehrfames Mäntelchen umzuhängen. Hier Wandel zu schaffen, sollte sich jeder angelegen sein lassen, dem die nationale Sache im Herzen, nicht bloß auf der Zunge sitzt, der nicht die Nation der Denker zu einer Nation müßiger Schwärmer werden lassen möchte. Aber die Erinnerung an die große Zeit vor dreizehn Jahren wolle man uns nicht verkümmern.



Das Volk in Waffen.



ies Buch ist vornehmlich bestimmt, über die Kreise des Heeres hinaus Klarheit vom Wesen des Krieges zu erzeugen. Der Wunsch, darüber unterrichtet zu sein, ist schon vielfach laut geworden, und das Verständnis für die Natur des Krieges gehört nicht zum geringsten Teile zur Wehrhaftigkeit des Volkes. So sagt Freiherr v. d. Goltz in der Einführung zu seiner jüngst im Deckerschen Verlage zu Berlin erschienenen Schrift: Das Volk in Waffen. Ein Buch über Heereswesen und Kriegsführung unsrer Zeit.

In dem Lande, wo die allgemeine Wehrpflicht seit mehr als siebenzig Jahren in Fleisch und Blut der Nation übergegangen ist, verdient der letzte Satz gewiß doppelte Beachtung, und wir leiten aus demselben wie aus Tendenz, Ton und Wesen des ganzen Buches die Berechtigung her, auch die Leser dieser Zeitschrift eingehender auf seinen Inhalt hinzuweisen.

Der als Militärschriftsteller wie auf andern Gebieten der Literatur gleich hochgeschätzte Verfasser hat es verstanden, in dem 516 Oktavseiten umfassenden Bande in klarer, allgemein verständlicher Sprache ein auf ernste Studien gestütztes, durch zahlreiche treffende geschichtliche Beispiele erläutertes Bild von der Art und dem Wesen der Kriegsführung der Neuzeit zu entwerfen. Der spröde Stoff, dessen Kenntniss der Fachmann sonst in mühseliger Arbeit nur aus trockenen wissenschaftlichen Abhandlungen schöpfen kann, hat sich unter der geschickten Feder des Majors v. d. Goltz zu einer spannenden Lektüre gestaltet, ohne an Gründlichkeit und wissenschaftlicher Bedeutung eingebüßt zu haben